

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Tansania

vom 01. Januar bis 12. Februar 2002

Was wird aus Grzimeks Erbe?

Von Janine Krüger

Tansania, vom 01.01. bis 12.02.2002
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	376
2. Ist das Geld echt?	376
3. Was wird aus Grzimeks Erbe?	378
4. Wildererjagd im Saadani-Park	380
5. Ein Nashorn-Spezialist zum lieb haben	385
6. Auf Nashorn-Pirsch	388
7. Tiere der Finsternis	390
8. Mit Flipper schwimmen	392
9. Das Fossil der Serengeti	396
10. Touristen: Fluch oder Segen für die Natur?	397
11. Nachklapp	400
12. Danke	401

*„Der Mensch ist ein Teil der Natur
und kann ohne sie nicht leben.
Deshalb ist Naturschutz Menschenschutz.“*

Prof. Bernhard Grzimek (1909-87)

1. Zur Person

geboren 05.06.1967 in Lüdenscheid. Nach einer Banklehre, Studium der Romanistik sowie Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Hamburg. 1991 Wechsel an die Université Paul Valéry in Montpellier. 1993 und 1994 Abschluss mit zwei französischen Diplomen in Französischer Literatur und Sprachwissenschaft („Licence/Maîtrise Lettres Modernes“). Anschließend freie Mitarbeit beim Kölner Stadtanzeiger und bei der „Europa Französisch Redaktion“ der Deutschen Welle. 1997 Volontariat beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Seitdem freie Autorin für die WDR-Sendungen „Hier und Heute Reportage“ und „Markt“.

2. Ist das Geld echt?

„Sie brauchen mir nicht zu erklären, was die Heinz-Kühn-Stiftung ist, damit war ich selbst 1986 in Deutschland“, würgt der nette Beamte vom „Tansania Information Services“ meinen wortreichen Vortrag ab. Ist das zu fassen? Vor einem Tag habe ich zum ersten Mal den schwarzen Kontinent betreten; allein in Tansania leben mehr als 33 Millionen Einwohner; und der Mensch, der meine Arbeitserlaubnis als Journalist absegnen soll, war einer der ersten afrikanischen Heinz-Kühn-Stipendiaten in Deutschland! Leider sind meine Mathematik-Kenntnisse zu bescheiden, um die Wahrscheinlichkeitsrate für meine Situation zu berechnen. Ich bin so platt, dass ich seinen Namen gleich wieder vergesse. Schade. (Anmerkung der Red.: Das war Rafael Hokororo, der 1988 als einer der ersten afrikanischen Journalisten mit einem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung in Deutschland war.)

Der Mann bietet mir an Platz zu nehmen. Mein erstes Vorurteil gegenüber Afrika („Alle Beamten sind mürrisch“) ist widerlegt und ich sehe meinem Antrag auf Recherche-Erlaubnis in Tansania nicht mehr ganz so schwarz entgegen. Doch um die Kosten, immerhin gesalzene 200 Dollar, komme ich sicher nicht herum. Wer über Tansania schreiben will, muss löhnen. Dabei haben es Print- und Radio-Leute noch gut. Filmen kostet 500 Dollar pro Team-Nase, plus 100 Dollar Nationalparkgebühr pro Drehtag. Offenbar haben

BBC- und Discovery-Channel-Tierfilmer in der Serengeti den Preis über Jahrzehnte hinweg in die Höhe getrieben.

Welche Summen hier wohl so über die Schreibtische wandern? Aussehen tut es jedenfalls nach nichts. Das Office erreicht man über den Hinterhof eines etwas heruntergekommenen Hochhauses mitten in Dar Es Salaam. Die engen Flure sind holzvertäfelt, noch dazu erdrückend dunkelbraun und komplett zugestellt, mit riesigen abgeschabten Sesseln und Couchen. Überall sitzen Menschen und warten – wie ich. Ein Angestellter nach dem anderen zieht mit Pappkladde unterm Arm an mir vorbei, in die Tür, die auch ich irgendwann zu durchschreiten gedenke. Nach etwa einer halben Stunde kommt mir ein Verdacht: Das können doch unmöglich alles Mitarbeiter des „Information Service“ sein! Ich fasse mir ein Herz, klopfе und frage nach. Tatsächlich, sie alle waren genauso normale Bittsteller wie ich. Ich hätte einfach durchgehen können! An Vorurteil Nr. 2 („In Afrika muss man ewig warten bis etwas erledigt wird“) ist also auch definitiv nichts dran.

Und damit bin ich die Nächste. Der nette Beamte von eben, teilt sich den Raum mit drei ebenfalls scherzenden Kollegen. Will man zum einzigen Fenster des Raumes, muss man sich durch das Labyrinth der überfüllten Schreibtische quälen. Schreibmaschinen, geschweige denn Computer? – Fehlanzeige. Handschriftlich füllt der Beamte nach meinen Angaben ein vergilbtes Antragsformular aus, besorgt Unterschrift und Stempel aus dem Nachbarraum und hält lächelnd die Hand auf: „Das macht dann 200 Dollar.“

Ich zücke meine Traveller-Schecks. „Die nehmen wir nicht. Nur Bargeld, und auch kein tansanisches Geld, nur Dollars“ – „Aber ich habe nur 150 Dollar mit.“ – „Gegenüber ist eine Wechselstube.“ Die Geldwechselprozedur auf der anderen Straßenseite kostet mich also eine weitere halbe Stunde. Und ich stelle fest, dass sich nicht alle meine Vorurteile gegenüber Afrika über den Haufen werfen lassen. Nr. 3 stimmt: „Geldangelegenheiten sind in Afrika offenbar immer ein Problem“.

Mit meinem Stapel Dollar-Scheine werde ich in ein anderes Büro geschickt. Eine Kollegin (wie um Himmels Willen kommt ein Spinnenweb bei ihr ins Haar?) trägt die Summe in ein Quittungsbuch ein. Sie blickt vom Block auf und meint: „Jetzt müssen wir nur noch prüfen, ob die Scheine echt sind.“ – „Wieso? Die 150 Dollar sind doch von meiner deutschen Bank und der Rest gegenüber aus der Wechselstube.“ – „Trotzdem.“

Selbstverständlich trotte ich brav hinter der Kollegin her, zurück auf die gegenüberliegende Straßenseite, von der ich eben gekommen bin, diesmal in die Bank neben der Wechselstube. „Nur in dieser Bank gibt es eine Maschine, die Dollars prüfen kann“, erklärt sie mir. Die Bank ist proppenvoll. Diese halbe Stunde Wartezeit nehme ich mittlerweile mit stoischer Gelassenheit hin.

Endlich winkt man uns hinter den Tresen und ein Monstrum von Zählmaschine wird aus den Hinterräumen hervorgezaubert. Bedächtig füttert eine Bankangestellte den Apparat Schein für Schein mit den vermeintlich verdächtigen Objekten. Hier rächt sich, dass ich in Deutschland darauf bestanden habe, die Dollars in Fünfer Noten zu stückeln. Sie wissen schon, wegen Vorurteil Nr. 4 „In Afrika braucht man immer nur kleine Beträge“.

Gebannt schaut das mittlerweile dreiköpfige Schein-Prüf-Team inklusive der gesamten Bank-Warteschlange auf zwei Lämpchen an der Monstermaschine. Grün bedeutet „unschuldig“, rot „schuldig“. Die beiden Blinklichter wechseln sich munter und offenbar nach dem Zufallsprinzip ab. Langsam steigt mir die Schamesröte ins Gesicht. Bestimmt fangen die ersten schon an, über mich zu tuscheln. Dabei bin ich sicher, dass die blöde Maschine einfach kaputt ist, doch was bringt mir das? Alle Scheine sind durch, nur drei haben den Fresstest bestanden. Ich verteidige mich: „Aber das kann doch gar nicht sein.“ „Macht nichts“ winkt die Bankfrau beschwichtigend ab, „stecken wir die Geldscheine eben nochmals rein.“ Eine Viertelstunde für einen Durchlauf, drei haben die Kontrolle passiert, das sind bei 31 Scheinen ...?

Nach einer Zeit, die mir wie Stunden erscheint, legt sich die Aufmerksamkeit in der Warteschlange. Das Metallmonstrum weigert sich nach dem dritten Durchgang hartnäckig, überhaupt noch irgendwelche Scheine zu akzeptieren. Ich befürchte schon, dass meine sauberen deutschen Dollarscheine jetzt einfach als Schwarzgeld konfisziert werden, als die Bankbeamtin plötzlich nickt und der Frau vom Information Service das ganze Bündel Dollars mit den Worten in die Hand drückt: „It’s ok!“

Meine Begleiterin, ohne zu zögern, überreicht mir eine Quittung und steckt lächelnd das Geldbündel in einen Umschlag. Einziger Kommentar: „Ach was soll’s, ich werd’ meinem Chef einfach nicht sagen, dass die Maschine wieder einmal kaputt war.“ Sie hat es die ganze Zeit gewusst! Und ich bin um eine gesicherte Erkenntnis reicher: „Wenn man in Afrika lang genug wartet, regelt sich alles wie von selbst. Irgendwie.“

3. Was wird aus Grzimeks Erbe?

„Prima Thema. Nur, das hat Petra Putz auch schon recherchiert“, war die Reaktion meiner Büro-Kollegin Andrea Oster, als sie von meiner Bewerbung für die Heinz-Kühn-Stiftung erfuhr. Ein Blick in den Heinz-Kühn-Reader des Jahres 1998 brachte die traurige Gewissheit. Petra Putz hatte in der Tat bereits genau das getan, womit ich mich soeben ums Stipendium beworben hatte. Ihr Thema: „Ende der Schonzeit? Der Elefant als Schlüsseltier für neue Wege in Tansanias Artenschutzpolitik“. Nur sie hatte die Idee drei Jahre früher als

ich – Journalistenschicksal. Petra untersuchte in ihrer Arbeit Großwildjagd und Massentourismus, um beurteilen zu können, ob Tansania im Wildschutz den richtigen Weg gewählt hat. Und vermutlich wär' ich auch zum selben Ergebnis gekommen wie sie – wäre ich nicht zu spät dran damit. Petras Resümee: Lieber der kontrollierte Abschuss von wenigen Elefanten und Löwen durch einige wenige Großwildjäger, die für viel, viel Geld ihren Jagdtrieb ausleben dürfen. Und dafür kann Tansania auf Massentourismus-Zustände wie im Nachbarland Kenia getrost verzichten.

So funktioniert der tansanische Wildschutz: Die staatliche nationale Jagdbehörde Wildlife Division (WD) bestimmt Trophäenpreise und Abschussquoten und untersteht dabei dem „Ministry of Tourism and Natural Resources“. Eine Elefantenjagd zum Beispiel kostet bis zu 40.000 Dollar. Egal, ob der Jäger im Laufe seiner Buschsafari ein Tier erlegen kann oder nicht! Pro Jahr dürfen 100 Elefanten erlegt werden. In Nationalparks ist das Jagen generell verboten, nur Game Reserves und Forest Reserves und Gebiete außerhalb stehen dafür zur Verfügung. Die Devisen bringenden Kunden kommen meist von der arabischen Halbinsel, aus Nordamerika, England oder Deutschland. Vorzeige-Beispiel: das Selous Game Reserve, das größte und älteste Game Reserve Tansanias (1982 zum Weltkulturerbe der UNESCO ernannt). Dort bestreiten nur 400 Jäger pro Jahr 80 Prozent aller Einnahmen (3,5 Millionen Dollar). Nur die restlichen 20 Prozent stammen von den 6.000 Fototouristen. 25 Prozent der Einnahmen sollen an die Distrikte gehen, in denen gejagt wird, und von diesem Geld werden in 51 Dorfgemeinschaften an den Reservatgrenzen z.B. Schulen, Brunnen und Straßen gebaut. Auf diesem Wege tragen sich der Selous und einige andere Reserven bereits selbst. Auch wenn ein Teil des Geldes in zweifelhaften Töpfen und Taschen des Ministeriums versickert, Tansania gilt beim Artenschutz als afrikanisches Vorzeigeland. Von 945.087 km Staatsfläche sind 250.000, eine Fläche so groß wie Westdeutschland, Naturschutzgebiete. Allein Nationalparks und Game Reserves machen 16 Prozent des Landes aus. Und allein das Selous Game Reserve ist so groß wie Österreich. Damit ist Tansania auf dem afrikanischen Kontinent führend.

Doch zurück zum Thema, zu meinem Thema meine ich: „Was wird aus Grzimeks Erbe?“. Ja, was wird denn nun daraus? Petra Putz hin oder her, ich bin trotz allem dabei geblieben und durfte es auch, Gott sei Dank. Aber ich habe eine andere Stoßrichtung gewählt. Ich behalte die Ergebnisse von Petras erster Bestandsaufnahme im Kopf und führe diese Arbeit fort, indem ich mir vor Ort einen Eindruck verschaffe, wie in einzelnen interessanten Wildschutzprojekten konkret gearbeitet wird. Auf meinem Plan stehen: Wildererschutz der Wildlife Division im Saadani National Park, ein EU-gesponsertes Nashorn-Monitoring-Projekt im Selous Game Reserve, ein Delphin- und Tourismus Projekt des WWF auf Sansibar und der Besuch bei Markus Borner, sozusagen seit fast 20

Jahren der Vertreter der „Zoologischen Gesellschaft Frankfurt“ in der Serengeti, wo er die Arbeit Grzimeks fortführt.

Bernhard Klemens Maria Grzimek-Zoodirektor der Stadt Frankfurt und gleichzeitig Präsident der „Zoologischen Gesellschaft Frankfurt“ (ZGF) – kämpfte unermüdlich für Tier- aber auch Pflanzenschutz, gegen Landschaftszerstörung, illegalen Tierhandel und -schmuggel. Der Veterinärmediziner war jahrelang Kurator der Nationalparks in Tansania und Uganda. In beiden afrikanischen Ländern half er mit Spendengeldern der ZGF bei der Einrichtung der ersten Tierreservate. Damit legte der Schlesier Grzimek den Grundstein für den bis heute intensiv betriebenen Naturschutz in Tansania. Er drehte zahlreiche Filme für die ARD-Serie „Ein Platz für Tiere“. Für sein bekanntestes Werk „Die Serengeti darf nicht sterben“ bekam der Zoologe sogar einen Oscar, der erste deutsche Oscar überhaupt. Grzimek starb 1987 bei einer Zirkusvorstellung an Herzversagen. Anhand der von mir ausgewählten Beispiele, will ich deutlich machen, wie heute in Tansania seine Arbeit fortgesetzt wird. Ich kann es kaum erwarten!

4. Wildererjagd im Saadani-Park

„Der Gestank kommt von den Krokodilhäuten“, empfängt mich Dr. Ludwig Siege im Büro der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) in Dar Es Salaam. Dabei klang die Adresse „Ivory Room“ so vielversprechend ... Ich stehe im Vorraum des kleinen Büros. In den Ecken der drei weiterführenden Räume kämpfen klappernde Ventilatoren gegen die Hitze des tansanischen Hochsommers. Tatsächlich, 43 Grad Außentemperatur und mitten im Flur liegen, in Zeltplane gewickelt, ein Dutzend vor sich hin gammelnde Kroko-Bälge. „Die sollten eigentlich schon gestern vom Händler abgeholt werden, aber irgendwie ist er bis jetzt nicht aufgetaucht.“ Ich dachte, Krokodile stehen in Tansania unter Naturschutz? Siege klärt mich auf. Generell schon, aber rund um die geschützten Gebiete, in den sogenannten Puffer-Zonen der National Parks, Game Reserves oder Conservation Areas, dürfen 1.500 Krokodile pro Jahr geschossen und von den Dorfbewohnern vermarktet werden. „Ein Zugeständnis der Regierung an die Einheimischen“, meint Siege. Es sei nun mal schwierig zu vermitteln, dass es sich bei Krokodilen um schützenswerte Kreaturen handele, wenn im letzten Jahr in Tansania in 19 Dörfern 22 Menschen gefressen worden sind, meist Kinder und Frauen beim Wasser holen.

„Auch in Saadani?“ – „Ja, warum?“ - „Weil ich da hin will, um über das GTZ-Projekt zu schreiben.“ – „Tja, der Großteil des Projekts liegt gerade auf Eis“, sagt Ludwig Siege, „weil die tansanische Regierung das bisherige Game Reserve in einen National Park umwandeln will und die zukünftigen Grenzen noch unklar

sind. Eigentlich eine gute Sache, Aufstieg in die nächst höhere Schutzstufe. Gleichzeitig heißt es allerdings, früher war die Behörde Wildlife Division zuständig, jetzt wird es TANAPA (Tansania National Parks) sein. Wir bekommen neue Ansprechpartner und diese Umstellung dauert.“

Der 1998 geschaffene Saadani National Park ist eine relativ kleine Schutzzone mit nur etwa 1.000 km, die noch in der Entstehung ist. Erst vor kurzem wurde das Gebiet um Mkwaja, eine 500 Quadratkilometer große ehemalige Privat-Ranch, erweitert. Im Süden ist das Saadani-Ökosystem begrenzt durch den letzten küstennahen Urwald, das Zaraninge Forest Reserve (180 qkm), und durch das krokodil- und hipporeiche Sumpfdelta des Wami Rivers. Der Park liegt nur 100 km nördlich von Dar Es Salaam. Das Besondere: Das tierreiche Buschland grenzt direkt an den Indischen Ozean, bietet also Traumstrände plus Safari-Spaß. Tansania hofft deshalb auf eine weitere Touristenattraktion im Süden, neben den weltweit bekannten Nationalparks im Norden des Landes: Serengeti, Ngorongoro, Arusha und Lake Manyara.

Das „Saadani Conservation and Development Programme“ der GTZ zielt darauf ab, den Wildbestand zu schützen und gleichzeitig die Voraussetzungen für Tourismus zu schaffen. Oberstes Ziel: die Wilderei muss unter Kontrolle gebracht werden. Denn traditioneller Weise wildern die Einheimischen der angrenzenden Dorfkommunen in der Gegend. Darüber hinaus will die GTZ eine ungeplante Ausdehnung touristischer Angebote verhindern. Bisher besteht dazu noch kein Anlass: Einzige Unterkunftsmöglichkeit ist die Luxuslodge „Tent with a View“, mit 10 Zwei- bis Vier-Bett-Bambushütten (95 Dollar pro Person), malerisch in die Umgebung eingepasst und am weißen Sandstrand gelegen.

Drei Tage später sitze ich als einzige Weiße im überfüllten Linienbus nach Tanga und gebe damit Anlass zur Erheiterung. Fünf Stunden dauert die Fahrt über eine Teerstraße, die einen neuen Belag vertragen könnte. Und ich erfahre viel über das Schicksal meiner Sitznachbarin Zahara, die zu Hause ohne Krankenversicherung zwei Aids-krankte Kinder über die Runden bringt. Das dritte Baby mit dem Namen „Lonely“ sitzt auf Zaharas Schoß und wir werden beide abwechselnd mit Keksen gefüttert.

Ludwig Siege hat alles für mich arrangiert. Ich muss nur den Busfahrer an der Abzweigung nach Mandera, zwischen zwei Haltestellen, zum Anhalten bewegen. Leider versteht der Busfahrer kein Englisch. Zum Dorf Saadani führt von dieser Abzweigung an eine Staubpiste. Da soll ich um 17 Uhr von der Wildlife Division abgeholt werden. Hoffentlich, denn zwei Stunden später wird es dunkel und ich will dann eigentlich nicht mehr in offenem Buschland stehen.

Meine Sorge ist unbegründet. Nach längerem Suchen findet sich im Bus jemand, der mich versteht und als ich aussteige – eine Einladung von Zahara in die Slums von Dar Es Salaam in der Tasche – werde ich außerdem schon vom Jeep der Wildlife-Division erwartet. Die Bus-Insassen winken freundlich

zum Abschied und ich steige um zu den Rangern. Rechts von mir sitzt Avitus Lihamwike, 28 Jahre, Assistant Game Officer, rechts Husseini Ndauka, pensionierter Wildhüter, mit 35 Jahren Selous-Park-Erfahrung (dem ältesten GTZ-Projekt in Tansania und damit Vorbild für das erst drei Jahre alte GTZ-Projekt in Saadani). Nochmal zwei Stunden geht es über rote Buckelpisten und durch Lehmhütten-Dörfer. Die Fahrt zieht sich. In jedem Dorf lässt der Fahrer Anhalter auf- und abspringen. Die Kinder stürmen lachend auf uns zu: „Mzungu! Mzungu!“ Weiße, Weiße!

Wir erreichen das Guesthouse des Parks bei Einbruch der Dunkelheit. Die weißgekalkte einfache Unterkunft liegt drei Kilometer vom Küstendorf Saadani entfernt, direkt am Meer. Ich bekomme ein einfaches Zimmer mit Holz-Doppelstockbetten, Schaumstoffmatratzen und Fliegengittern statt Fensterscheiben. Avitus wohnt nebenan. Und einen Raum weiter ist Naomi untergebracht. Die 30jährige ist die erste hier stationierte Mitarbeiterin der TANAPA-Behörde und gerade frisch angekommen. Ihr Job wird es sein, in den nächsten Monaten die Dörfer innerhalb der Parkgrenzen zu überzeugen, umzusiedeln, denn in National Parks darf weder gewohnt noch angebaut werden. Die Regierung zahlt den Familien den Aufbau einer neuen Existenz außerhalb der Parkgrenzen. Kein Wunder, dass die Einheimischen im Moment nicht gut auf die Parkbediensteten zu sprechen sind. Doch Avitus ist zuversichtlich. „Sobald die Dörfer sehen, dass sie Nutzen aus dem Wildschutz ziehen, z.B. durch Beschäftigung im Tourismus, wendet sich das Blatt und man hat die Bevölkerung auf seiner Seite“, sagt er.

Die Wellen singen mich schnell in den Schlaf. Kein Mückennetz aufzuhängen, stellt sich jedoch um drei Uhr nachts als Fehlentscheidung heraus. Ich zwingen mich, das Ding doch noch aufzuhängen. Gott sei Dank bin ich seit vier Wochen auf Lariam, denk' ich noch, kratze mich und schlafe wieder ein.

Am nächsten Morgen holt Avitus mich ab. Er zeigt mir das Wildlife-Division-Büro, eine halbe Stunde Fußmarsch vom Guesthouse entfernt. Auf dem Weg versuche ich ihn auszuquetschen. Durch seine spärlichen Englischkenntnisse sind dem Vorhaben allerdings natürliche Grenzen gesetzt. Doch ich erfahre, dass Avitus in Mabibu aufgewachsen ist, 20 km vor Dar Es Salaam. Nach der weiterführenden Schule hat er am Pasiansi Institute Mwanza in Arusha ein Jahr Ausbildung zum Wildhüter gemacht, anschließend noch ein Jahr am Mweka Wildlife College in Moshi, der offiziellen Wildlife-Division-Schule. Avitus ist mit 28 Jahren noch ledig und arbeitet seit nunmehr drei Jahren in Saadani als Ranger. Seine Hauptaufgabe ist das „Anti-Poaching“, Wilderer-Patrouillen im Busch und in den Mangroven des Wami River. Darüber hinaus eskortieren die Ranger Touristengruppen, bei Safaris und Fußmärschen durch die Savanne. Erst vor kurzem ist Avitus befördert worden, zum Assistant Game Officer. Deshalb muss er auch meine Betreuung übernehmen. Die

Verantwortung ist ihm gar nicht geheuer, immer wenn er eine englische Frage nicht versteht, antwortet er deshalb vorsichtshalber: „Yes!“ und hält verschämt lächelnd die Hand vor seine schiefen Zähne. Auf diese Weise entlocke ich ihm fortlaufend widersprüchliche Aussagen. Ich beschließe, die Informationen besser noch mal im Office zu überprüfen.

Wir erreichen die Wildlife-Division, einen einstöckigen zweckmäßigen Bau mit etwa 10 Räumen. Die Räume sind kahl, hier und da schmücken Antilopengehörne die Wände. In der Mitte jedes Raumes je ein Schreibtisch, auf dem sich rechts und links Pappordner mit losen Blättern stapeln. „Und was ist hier drin?“ Wir gehen an einer mit Eisenstäben vergitterten Tür vorbei. „Waffen und Munition“. Reinschauen darf ich nicht. Im Hof präsentiert Avitus mir stolz drei Jeeps, einen Traktor und einen riesigen Wasserkanister. Von Zeit zu Zeit bedienen sich hier auch mal ein paar einheimische Frauen, füllen mit einem Schlauch ihren Plastikeimer und balancieren ihn graziös auf dem Kopf. Wohl Familienangehörige der Ranger, der Rest der Dorfbevölkerung holt das Wasser am Fluss, der allerdings beinahe das ganze Jahr ausgetrocknet ist. Wir sind eben dran vorbei gekommen. Die schwarzen Dorfbewohner graben bis zu einem Meter tiefe Löcher, um an das kostbare Nass zu gelangen. Mit Zahnputzbechern wird es in den mitgebrachten Eimer abgefüllt.

Ich stelle fest, dass im Office mehr oder weniger alles von Wert GTZ-Spenden sind. Die tansanische Regierung kümmert sich ums Personal, die GTZ zahlt das Equipment und der Management Plan für das Projekt wird gemeinsam erarbeitet. Das ist die grobe Aufgabenteilung. So ist das abschließbare Lagerhaus mit GTZ-Geldern bezahlt, die 9.000-Liter-Tanks für den Diesel, der Bulldozer für Strassen-Reparaturen (mein schmerzendes Hinterteil bestärkt mich darin, dass besonders diese Investition nicht in Frage zu stellen ist). Sogar Bundeswehrtiefel und -tarnanzüge sind irgendwie über die GTZ hierher gelangt. Wer leer ausging, läuft weiter mit Gummistiefeln Patrouille oder mit Leinenturnschuhen.

Zwei Tage später füllen Avitus und fünf andere Ranger früh morgens Wasser und Diesel in kleine Kanister um, laden Zelte, Matratzen und Proviant auf den Jeep. Ich fahre einen Tag mit auf Wilderer-Patrouille! Die Männer bleiben zehn Tage hintereinander im Busch. Die nächsten 10 Tage fahren sie Tages-Patrouillen vom Office aus. Das ist ihr Alltag. Avitus Chef, Paul Masongo, hat auch diesmal bestimmt, welches Gebiet angesteuert wird. Ein Informant aus dem Dorf hat ihm einen Tipp gegeben. Demselben Zweck dienen Masongos regelmäßige Besuche beim Dorf-Leader. Konkrete Wilderer-Zahlen will Masongo nicht nennen, aber die ständige Präsenz der Ranger zeige deutliche Wirkung, versichert er.

Drei Stunden fahren wir erst auf kleinen Wegen, dann auf Tierpfaden immer tiefer in die Lowlands Saadanis. Im Gegensatz zu den Safariparks im

Norden sind hier die Tiere noch scheu. Kaum sehen Giraffen, Warzenschweine, Impalas und Wasserböcke den Jeep, ergreifen sie die Flucht. Sogar zwei große Kudus und die seltene endemische „Roosevelt Sable Antilope“ kreuzen unseren Weg. Ihre Arbeit zeige erste Erfolge, sagt Avitus stolz. Zebras und Kaffernbüffel seien vor kurzem in die Region zurückgekehrt. Tiere hätten erstaunlicherweise einen feinen Sinn dafür, ob sie irgendwo gejagt werden oder nicht. Die letzten Meter fahren wir querfeldein und halten auf eine lose Baumgruppe zu, das Ranger-Quartier für die nächsten zwei, drei Tage, dann wird der Standort gewechselt. Fahrer Adam bugsiert das Auto so weit ins Dickicht, dass man es von außen nicht mehr sehen kann.

Die fünf anderen Ranger kämpfen sich mit Macheten ins Unterholz. Versteckt im dichten Laub schlagen sie sich ihren Zeltplatz frei und bauen drei Zelte auf. Bevor wir zur Patrouille aufbrechen, muss Wasser für unterwegs abgekocht werden. Am Fuß eines Baums legt Ndauka drei Äste so gegeneinander, dass er einen Topf draufstellen kann. In die Zwischenräume werden lose Blätter und kleine Zweige gestopft und das Ganze angezündet. Das Feuer muss so klein bleiben, dass man es von außen nicht sehen kann, sonst ist ihre Tarnung hin, erklärt Ndauka.

In Dreiergruppen mit geschulterten Gewehren, ziehen die Ranger in der Mittagshitze zu Fuß los. Lautes Sprechen ist verboten. Auf jedem Tierwechsel untersuchen sie, ob unter den vielen Tierfährten auch menschliche Fußabdrücke zu finden sind, denen sie folgen können. Heute sind keine dabei. Avitus stoppt bei einem frischen Kadaver. „Keine Einschusslöcher in den Knochen“, stellt er zufrieden fest, „dieses Warzenschwein ist erst heute morgen gestorben, Löwen wahrscheinlich“.

Avitus erklärt mir, dass der Chef die Ranger auch trainiert GPS zu benutzen. Damit können sie genau lokalisieren, wo gewildert wurde. „Und was passiert, wenn ihr wirklich auf Wilderer trifft?“ „Tja, dann stehen wir uns mit Gewehren gegenüber. Aber wir überraschen sie meist und sind außerdem oft in der Überzahl.“ Und doch komme es zu Schießereien und Verfolgungsjagden; auch tote Ranger habe es schon gegeben, gibt Avitus zu. Die Wilderer müssen festgenommen, gefesselt und zur nächsten Polizeistelle gebracht werden. Ihnen drohen bis zu 15 Jahre Gefängnis, je nach Schwere des Vergehens. Fisch-Wilderei wird weniger stark geahndet als Fleisch-Wilderei. Bei Ersttätern, die aus dem Dorf kommen und Besserung geloben, sind die Ranger in Ausnahmefällen auch mal großzügig. Sie kommen mit einer hohen Geldstrafe davon. Kein Pardon gibt's jedoch bei Elfenbein. Hierauf stehen die höchsten Strafen. Das Problem: häufig stecken reiche Auftraggeber aus dem Ausland dahinter und dann läuft der Deal über 4 bis 5 Mittelsmänner. Wenn man die Spur bis zum dritten Glied verfolgen kann, hat man Glück.

Ehrlich gesagt bin ich froh, an diesem Tag in keine Schießerei verwickelt zu werden. Vier Stunden, 1.000 Fußabdrücke und 10 Skelette später komme ich erschöpft im Lager an. Normal sind sechs und mehr Stunden, aber ich muss noch nach Hause gebracht werden. Die Männer sind guter Dinge, die Anstrengung ist ihnen nicht anzumerken. Fahrer Adam hat inzwischen Essen zubereitet. Es gibt Maisbrei „Ugali“, Bohnenmus und getrocknetes Fleisch. Kuh, Schwein oder Ziege werden zur Konservierung nach dem Schlachten in große Stücke gehackt und über Holzkohle geräuchert, zum Verzehr wird es später in faustgroße Stücke zerkleinert und samt Innereien inklusive Pansen aufgekocht. Natürlich schmeckt jeder Bissen nach Pansen. Das Standardmahl, morgens und abends! Den Männern scheint's immer zu schmecken. Das Fleisch haben sie gekauft und mitgebracht, auch sie dürfen hier nicht jagen.

Avitus findet den Job zwar hart, aber es war schon immer sein Traumberuf, wie sein großer Bruder, sein Vorbild. Auch die anderen Aufgaben machen ihm Spaß: Karten über Tiervorkommen anfertigen, Wildschutz-Kampagnen in den Dörfern um den National Park durchführen, Wetterschäden beseitigen wie nach El Niño oder auch Straßen bauen. Aber Campen im Busch ist für ihn das Größte, sei es auch nur wegen der alten Militärgeschichten von Ndauka abends am Feuer. Die Glut muss die ganze Nacht geschürt werden, um Löwen und Hyänen fernzuhalten. Das funktioniert, beruhigt mich Avitus. Die Ranger schieben dafür abwechselnd Wache, der unangenehme Part der Arbeit. Nur alle zwei Monate hat Avitus acht Tage frei und kann seine Familie besuchen. So lässt sich natürlich schwer eine passende Frau finden, denk ich bei mir, aber wie gut, dass es diese Männer gibt.

5. Ein Nashorn-Spezialist zum lieb haben

Nicht, dass ich mir konkret vorgestellt habe, wie ein Nashorn-Experte auszu- sehen hätte, aber so auf jeden Fall nicht! Friedrich Alpers, weißer Namibier, stapft barfuss durchs Mbega Camp auf mich zu, kaut auf einem Grashalm und streckt mir die Hand entgegen. „Ist das nicht gefährlich, im Busch ohne Schuhe?“, frage ich auf Englisch? – „An meine Füße muss Luft.“, ist seine Antwort, in fließendem Deutsch. Der Mann ist mir gleich sympathisch. Ich schätze ihn auf etwas über 30 Jahre, schlank, groß, voller dunkler Schopf, und ehrlich gesagt, wie schon bei Ranger Avitus ist es auch bei ihm eine ziemliche Schande, dass er sich die meiste Zeit seines Lebens im Busch verschanzt.

Drei Tage habe ich hier am Rande des Selous Game Reserves auf den Rhino-Spezialisten gewartet. Es bot sich die Gelegenheit mit einem Versorgungsjeep des Mbega-Touristen-Camps von Dar Es Salaam aus mitgenommen zu werden. Zehn Stunden Fahrt für 230 km! Teilweise ging es gar im Sla-

lom um kleine Sandhügel, die mitten auf der Straße aufgehäuft und mit Fähnchen markiert worden waren. Dorfbewohner hatten an diesen Stellen Sand in Schlaglöcher geschaufelt und erbettelten Geld von den Autofahrern für ihre „Reparaturarbeiten“.

Die Mbega-Lodge ist die billigste Alternative, als Normalreisender Zeit im Selous zu verbringen. Ich zahle sogar nur Backpacker-Tarif, 50 Dollar pro Tag. Plus 25 Dollar Park-Gebühren für 24 Stunden, wenn ich für Ausflüge die Selous-Grenze passiere. Die drei Lodges innerhalb des Reservates, alle am Rufiji-Strom ganz im Norden, liegen bei 160 bis 460 Dollar pro Tag, ohne Park-Gebühren. Und der Rest des Österreich-großen Gebietes ist einigen wenigen Großwildsafari-Kunden vorbehalten, für die horrend teure, mobile Zelt-Lodges mitten im Busch aufgeschlagen werden. Je nachdem, wo sie jagen wollen. Sechs Monate ist Jagdsaison, sechs Monate lebt das Wild ungestört. Als ich ankomme, hat die jagdfreie Zeit (Januar bis Juni) soeben begonnen.

Ich kann nicht sagen, dass ich die drei Tage Wartezeit auf Friedrich Alpers als lang empfunden hätte. Am ersten Tag eine Bootsafari auf dem Rufiji-River, am zweiten ein „Game-Drive“ durchs Selous-Reservat und am dritten ausgiebige Mußestunden auf meiner erhöhten Holzterasse, fünf Meter über dem Rufiji-River, zu meinen Füßen sonnen sich Hippos und Krokodile. Meine Unterkunft schimpft sich ungerechter Weise „Zelt“, ist aber in Wahrheit ein geräumiges Zimmer mit Doppelbett, großen Fliegengitter-Fenstern und eigenem Bad mit warmer Dusche. Lediglich die Wände bestehen aus dicker Zeltplane. Tagsüber höre ich die Colobus-Äffchen über mein Dach turnen, nachts die Flusspferde an meinem Fenster vorbeischnauben, zu ihren nächtlichen Weideplätzen hinter dem Camp. Der Rhino-Mann hätte sich ruhig ein paar Tage verspäten können.

Kurze Zeit später lasse ich mir neben Friedrich Alpers auf der Ladefläche des Jeeps den Fahrtwind ins Gesicht blasen. Am Steuer sitzt Saidi, Assistent Game Officer der Wildlife-Division im Selous Game Reserve. Er fährt Alpers und mich zurück zur Ranger-Station tief im Reservat. Wir haben 5 Stunden Fahrt vor uns. Es ist später Nachmittag. Jetzt sind die Tiere am aktivsten. Die Umgebung ist unbeschreiblich schön, wild und weit. Die Regenzeit ist gerade beendet, und Grün in allen Schattierungen beherrscht die Steppe. Wie in Zeitlupe zerstieben kleine Gruppen von Giraffen. Und wenn wir kleine Wäldchen passieren, ist der Bewuchs so dicht, dass Gnus, Zebras und Elefanten uns erst im letzten Moment bemerken. In meiner heimlichen Hitliste der romantischsten Landschaften muss Astrid Lindgrens Kirschblütental der Gebrüder Löwenherz fortan auf Platz 2 weichen.

„Was wollen Sie eigentlich bei mir?“, will Friedrich Alpers wissen. „Ich hab’ mich einfach gefragt, wie man ein paar Dutzend Spitzmaulnashörner auf

52.000 km sucht. Das hat was von der berühmten Nadel im Heuhaufen.“ Der Nashorn-Experte verspricht mir, das Geheimnis zu lüften.

Wo er herkommt, verrät er mir schon jetzt. Seinen Großvater hat es als deutschen Soldaten nach Namibia verschlagen. Er errichtete dort eine Farm, auf der Friedrichs Vater und auch Friedrich selbst aufgewachsen sind. Obwohl Alpers Junior sich schon als Junge für Tiere, Pflanzen und ihr Zusammenwirken begeisterte, lernte er schon früh schießen. 1996 machte er sogar eine Ausbildung zum Berufsjäger. „Man muss die Jäger verstehen, um erfolgreich Wilderer zu jagen“, lautet seine einfache Begründung.

Aufs Rhino gekommen ist Friedrich, als er nach dem Forst-Studium auf einer privaten Nashorn-Ranch in Namibia gearbeitet hat. Dank privater Zuchterfolge gibt es in Namibia mittlerweile wieder Hunderte wilde schwarze Nashörner. Anders in Tansania, hier sind sie so selten, dass die letzten sieben Exemplare im Ngorongoro-Krater sogar Namen tragen, wie Vicky, Maggy oder Fausta. Dabei tummelten sich allein im Serengeti-Ngorongoro-Ökosystem vor 30 Jahren noch 1.000 Exemplare. Rhinerosse sind mittlerweile die Säugetierordnung, die am stärksten vom Aussterben bedroht ist. Ihr gemahlenes Horn soll bei Potenzproblemen helfen, glauben Japaner und Chinesen, und im Mittleren Osten, besonders im Jemen, liegen immer noch Nashorn-Dolchgriffe im Trend.

Friedrichs Alpers Job ist es seit zwei Jahren, der Nashorn-Wilderei entgegenzuwirken und außerdem herauszufinden, wie viele der seltenen Dickhäuter im Selous Game Reserve überlebt haben. Der Experte ist bei einer privaten Rhino-Stiftung angestellt, vor fünf Jahren ins Leben gerufen, von der Ehefrau des Besitzers der Sandy-River-Lodge. Leider starb die Gründerin vor kurzem an Malaria, ihr Mann führt das Projekt fort. Friedrich wird mit EU-Mitteln bezahlt. Das Projekt läuft allerdings im Juli 2002 aus, was dann damit wird, weiß er nicht. Aber ihn bringt so leicht nichts mehr aus der Ruhe, seinen Arbeitsvertrag hatte er auch erst nach 14 Monaten. Verwaltungstechnisch ist das EU-Projekt der GTZ in Kooperation mit der Wildlife Division unterstellt. Ganz schön kompliziert. Ähnlich verworren ist sein Privatleben: Friedrich ist mit einer erfolgreichen dänischen Bankerin verheiratet, die an der Londoner Börse arbeitet und ihn alle paar Wochen in der 30 Kilometer entfernten Sandy River Lodge besuchen kommt (die für 460 Dollar die Nacht). Die beiden haben sich kennengelernt, als Alpers auf der Rhino-Farm in Namibia jobbte. Seine Frau machte gerade eine Safari durch die Wüste, weil sie in London im Traum eine Vision gehabt hatte: Elefanten in der Wüste. Als sie erfuhr, dass es das in Namibia gibt, musste sie einfach hin. Woher kommt nur mein Gefühl, ein schrecklich langweiliges Leben zu führen? Das sollte sich in den nächsten Tagen ändern!

Spannend leben, fordert Opfer. Etwa dreimal am Tag Ugali, plus Bohnenmus, plus Trockenfleisch mit Pansenaroma. Das hatten wir doch schon mal? Doch es gibt Abwechslung: Trockenfisch statt -fleisch, denn Friedrich Alpers Ranger-Unterkunft Kidai liegt am fischreichen Rufiji-River und bietet ein sehenswertes Schauspiel nach dem Essen, wenn ein Meter lange Echsen und eine große Affenschar sich hinter der Buschküche um die Reste balgen.

Die weiteren Abenteuer-Tribute: Kein elektrischer Strom sondern Gaslampe; statt fließendem Wasser, ein Kanister im Baum (mit Hilfe eines Hebels läuft unten Wasser aus einem Duschkopf); und das einzige Plumpsklo ist hundert Meter von meinem Schlafraum entfernt. Da traue ich mich bestimmt nachts nicht hin! Friedrich tröstet mich: „Du bist immerhin die erste Frau, die sich überhaupt hierhin traut.“

Mitten im Nichts steht plötzlich ein großes, mediterran anmutendes Bruchsteinhaus mit integriertem Nashorn-Museum, Friedrich Alpers Reich. Wer wohl das Museum besucht? „Ich mache Werbung für meine Arbeit in den Lodges“, meint der Forscher. „Nach der Boot-Safari zum Stiegler Gorge bringen die Führer die meisten Touristen auch bei uns vorbei.“ Die zwölf tansanischen Ranger der Wildlife-Division, die mit ihm hier leben, teilen sich zu viert ihre Schlafräume. Die Hälfte ist gerade wieder auf 10-Tages-Tour im Busch, auch das kommt mir bekannt vor. Und es gibt noch zwei weitere Räume, für Gäste wie mich.

Ich freue mich auf gemeinsame Essen mit den Wildhütern. Denn hoch über dem Fluss ist ein Aufenthaltsraum für alle, das heißt, eigentlich eher eine Art Carport, sprich Pfosten mit Wellblechüberdachung. Doch aus dem geselligen Beisammensein mit der einheimischen Bevölkerung wird ungewollt ein „Dinner for two“ mit Friedrich Alpers. Wenn Gäste da sind, ist den einheimischen Rangern leider nicht auszutreiben, sich hinter die Buschküche zu verkümmeln. Afrikanische Höflichkeit. Auch wenn Friedrich sich beschwert, sie ziehen es vor, auf umgestülpten Plastikeimern oder Steinen sitzend, im Dunkeln ihr Essen zu ertasten.

6. Auf Nashorn-Pirsch

Friedrich zerquetscht langsam und genüsslich einen Klumpen Tiermist in seiner Faust. Grünliches Wasser rinnt durch seine Finger. „Elefantenmist, vielleicht zwei Stunden alt. Wenn man den Finger reinsteckt und es ist noch warm, ist das Tier vor weniger als einer Stunde hierher gelaufen.“ Für den Rhino-Track hat Friedrich Alpers sich immerhin Sandalen übergestreift, statt wie üblich barfuß zu laufen. „Auf Rhino-Track gehen“ das bedeutet, den Pfad eines Rhinorosses ablaufen, um festzustellen, ob er aktuell benutzt wird oder nicht. Sein

Gewehr hat Friedrich trotzdem zu Haus gelassen. Zwei bewaffnete Wildhüter an der Seite, das reiche schließlich völlig. Selbst wenn wir wirklich ein Nashorn finden. Es ist sieben Uhr früh. Seit zwei Stunden sind wir unterwegs.

In diesen zwei Stunden habe ich nicht nur gelernt, dass Elefanten die größten Wasserverschwender im Busch sind (siehe oben), ich kann auch sämtliche Dung-Arten auseinanderhalten. Giraffen machen trockene einzelne Kürtel; Kaffernbüffel wellenförmige kompakte Kuhfladen; Elefanten große feuchte Heuflatschen; Hyänenmist wird weiß, weil er Knochen und Knorpel enthält; Nilpferde spritzen in die Büsche und verteilen es dabei wie eine Salatschleuder, indem sie mit dem Schwanz wedeln. Soll ich wirklich fortfahren? Ach ja, Nilpferd und Nashorn-Hinterlassenschaften unterscheiden sich deutlich durch zwei tiefe Spurrillen im Boden, weil Nashörner nach dem Geschäft mit den Hinterbeinen scharren, um ihr Revier zu markieren. Doch die Nashorn-Markierungen auf unserem Weg sind schon mehrere Wochen alt, erkennt Friedrich am Verrottungszustand der Zweige im Mist. Langsam dämmert mir, dass ein Großteil der Arbeit des Naturwissenschaftlers aus der Erkundung von Fäkalien und Skeletten besteht. Das Erstaunliche dabei, nach kurzer Zeit kann ich in der mich umgebenden Landschaft lesen wie in einem Buch.

Die Spuren an einem Wasserloch erzählen von den Vergnügungen einer Warzenschweifamilie in der letzten Nacht. Und auf unserem Rhino-Track ist eine junge Giraffe vor einem Rudel Löwen geflüchtet, erkennbar an den tiefen Eindrücken und den großen Abständen zwischen den Hufen. Kratzspuren an einer riesigen Würgefeige deuten auf einen Leoparden-Baum, das heißt, hier schleift die große Katze immer ihre Beute hoch, um sie an mehreren Tagen hintereinander zu verspeisen, ohne dass ihr das Fleisch von Hyänen gestohlen wird.

„An diesem Busch hat ein Nashorn gefressen“, stellt der Forscher entzückt fest, „die Zweige sind wegen ihrer messerscharfen Zähne wie mit einer Schere exakt schräg abgeschnitten, anders als beim Elefant, der rupft ab und zermahlt. Und außerdem sind die Äste viel zu tief abgebrochen für einen Elefanten. Aber es ist schon drei Wochen her, das Grün ist an einigen Stellen schon wieder nachgewachsen.“

Wie viele Nashörner genau durch den Selous streifen, will Friedrich besser nicht preis geben. „Zu wenige, auf jeden Fall. Und bestimmt habe ich in den zwei Jahren hier noch längst nicht alle gefunden.“ Friedrich füllt etwas Rhino-Dung in ein durchsichtiges Plastiktütchen. – „Was wird aus den Informationen, die du so sammelst?“ – „Das wird in ein Labor in Kanada geschickt, um eine DNA-Analyse zu machen. Wir sind dabei, für jedes Tier eine Karteikarte zu erstellen und ihm einen Namen zu geben. So können wir irgendwann einmal nachvollziehen, welche Tiere welche Tracks benutzen, ob sie sich paaren oder gar vermehren.“

„Buffalos!“, unterbricht ein Ranger seinen Vortrag und hebt den Finger. Durch die Zweige, etwa 15 Meter von uns entfernt, erkenne ich die Umrisse mehrerer dunkler Tierleiber. „Vorsicht, große Herden sind ungefährlich, aber das sind Einzeltiere, also übelgelaunte alte Männchen, die aus der Herde ausgestoßen wurden“, raunt Friedrich mir zu. Ein Tier reckt seine Nüstern in die Luft, um unsere Witterung aufzunehmen. Dann versuchen die Tiere, möglichst geräuscharm davonzulaufen. „Wir müssen aufpassen. Kaffernbüffel laufen immer in einem Halbkreis davon, um nochmal von der anderen Seite zu schnuppern. Vielleicht stehen sie also plötzlich hinter der nächsten Ecke direkt vor uns. Wenn wir dann die Fluchtdistanz unterschritten haben und sie fühlen sich bedroht, kann es passieren, dass sie angreifen.“ Vorsichtig tasten wir uns vorwärts, aber wir sehen die Tiere nicht wieder.

„Was ist denn, wenn wir wirklich auf ein Nashorn treffen?“ – „Am gefährlichsten sind Büffel und Nilpferde, weil sie sich an Land verletzbar fühlen. Ein Nashorn ergreift wie die meisten anderen Tiere im Busch die Flucht vor Menschen, leider. In meinen zwei Jahren hier, habe ich deshalb nur zweimal überhaupt ein Rhinoceros zu Gesicht bekommen. Das größte Gefühl meines Lebens.“ Zurück im Camp, wird er mir ein Beweis-Foto schenken. Seine Arbeit hier ist nicht vergebens.

7. Tiere der Finsternis

Ein Plattenbau-Dorf, frisch hellblau getüncht, in der Savanne des Selous Reservates – das ist Matambwe. Game Officer Saidi und zwei seiner Kollegen haben mich im Jeep hierher gefahren, damit ich am nächsten Morgen den Zug nehmen kann, zurück nach Dar Es Salaam. In dem 300-Einwohner-Ort mitten im Busch, auf dem Reisbrett geplant, leben die Angehörigen aller Ranger des Selous Game Reserves. Straßen wie mit dem Lineal gezogen, Schule, Krankenhaus, Kirche, Kiosk – das Konserven-Ambiente scheint niemanden zu stören, die meisten sehen nur den Vorteil der besseren Versorgung. Auf dem Dorfplatz treffen sich Frauen an der Wasserpumpe zum Abendsnack; andere verjagen Hühner und Ziegen aus dem Vorgarten oder nehmen Wäsche ab.

Saidi freut sich, seine Familie außerhalb der regulären freien Tage zu Gesicht zu bekommen und beeilt sich. Mein Quartier für diese Nacht ist ein GTZ-Guesthouse abseits des Dorfes. Im Flur kämpfe ich mich durch einen Berg Sofas zu meinem Zimmer vor, werfe meinen Rucksack in die Ecke und springe zurück ins Auto. Der Wildlife Division Chef von Matambwe erwartet mich zum Interview.

Wie redet man mit Menschen, die nicht mit einem reden wollen? Mit zuckersüßem Lächelnd versuche ich Hermann Kerario seine Vorbehalte zu

nehmen, ich wolle ihn in die Enge treiben. Der etwas korpulente Mann mit nervösem Zucken im Gesicht wehrt ab: „Wildlife Division Chef Benson Kibonde in Dar Es Salaam ist Ihr Ansprechpartner für Fragen zur Wilderei und Tierbestandsentwicklung, nicht ich.“ – „Aber Kibonde hat mir doch gesagt, er hat zu wenig Zeit, Sie sollen ihn vertreten.“

Das Ende vom Lied, Kerario erzählt mir, was ich schon weiß und ich finde mich damit ab: In den 80er Jahren wurden Pisten in den Selous gebaut, um Öl zu suchen. In dieser Zeit wurde hemmungslos gewildert. Das verbesserte Wegenetz hatte zur Folge, dass 75.000 Elefanten und 2.500 Nashörner wegen ihres Elfenbeins den Tod fanden. Nur 30.000 Elefanten und gerade einmal 40 Nashörner überlebten die Massaker. Erst die berühmte „Offensive Uhai“ setzte dem Treiben ein Ende. Militäreinheiten, die in die Selous verlegt wurden, verprügelten jeden Wilderer, den sie kriegen konnten – das half. 1988 schließlich wurde mit Millionen deutscher Entwicklungshilfe das GTZ-Projekt „Wildbewirtschaftung im Selous“ ins Leben gerufen und entwickelte sich zum Vorzeigeprojekt. Es gelang, die 51 Dorfgemeinschaften entlang der Reservatgrenzen in den Wildschutz einzubinden. Mittlerweile habe man die Wilderei im Griff. „Aber ihr Chef Kibonde und Dr. Siege von der GTZ haben in meiner Anwesenheit davon gesprochen, dass kürzlich ein Dutzend gewilderte Elefanten gefunden wurden.“ – „Ganz vermeiden kann man das eben nicht, dazu ist das Gebiet einfach zu unübersichtlich.“ Ende des Interviews. „Das Essen ist fertig.“

Der Wildlife Division-Mann bittet mich, Platz zu nehmen. Der lange Tisch steht direkt an der Wand. Rechts neben Kerario sitzt ein junger Mann, der mir schüchtern zulächelt, dann den Blick wieder senkt. Will mein Gastgeber nicht den Tisch etwas vorrücken und mir den Mann vorstellen? Nein, wir sitzen wie die Hühner auf der Stange und Kerario versucht Smalltalk. „Das erste mal in Afrika? ... Und, wie ist das so in Deutschland? ...“ Irgendwann frag’ ich doch mal nach. „Wer ist denn der Herr an ihrer Seite?“ – „Ach ja der, ein Student aus Dar, studiert Wildlife Management und will wohl in Benson Kibondes Fusstapfen treten“, meint Kerario süffisant, „Der macht hier eine Studienarbeit über die Anti-Wilderer-Arbeit. Wissen Sie, das ist wie die Leute, die im Fernsehen Fußball gucken, und dann immer alles besser wissen.“ Kerario lacht allein über seinen schlechten Witz und will mich nach Hause fahren. „Und der Nachttisch?“ – „Oh! Vergessen!“ Ich darf noch eine Scheibe Ananas nehmen, dann muss ich mich verabschieden. Na ja, so unterwürfig wie der Student Kerario ansah, hätte er eh in Anwesenheit vom Big Boss nicht den Mund aufbekommen.

„Die Unterkunft ist sicher, aber gehen Sie besser nachts nicht raus, die Elefanten und Hyänen kommen bis an die Häuser.“ Mit diesen Worten verabschiedet sich Kerario in die Nacht.

In der Unterkunft kriecht und krabbelt es auf dem Boden und an den Fenstern. Warum hab ich das vorhin nicht bemerkt? Ich bin kein Insektenexperte, aber einige von den dicken Käfern sehen verdammt nach Totengräbern aus (jenen Krabblern, die tote Kleintiere gemeinsam verscharren und von dem vorgekauften Fleisch ihre Nachkommen ernähren). Zum Glück finde ich eine halbvolle Dose „X-Pel“, Insektenspray. Ich nebele meinen Schlafraum und den Flur ein bis die Dose nichts mehr hergibt und erwarte im Badezimmer gespannt die Erfolgsbilanz des kollektiven Insektengenozids. Bei der anschließenden gründlichen Zimmerinspektion entdecke ich ein mumifiziertes Rattenbaby unterm Bett und einen etwa 15 Zentimeter langen, glitschigen grünbraunen Hundertfüßler unter der Decke. Ihhhhh! Schreien hilft nicht, irgendwie muss ich die Ekelobjekte wohl oder übel selbst beseitigen. Gut, dass ich erst in Deutschland erfahren werde, dass die Bisse eines Hundertfüßlers so schmerzhaft sind wie ein Hornissenstich. Mit viel Klopapier entsorge ich zunächst die Ratte mit einem Wurf in die Wildnis. Für den Monster-Hundertfüßler findet sich nach langem Suchen eine kleine Plastikbadewanne und ein Schrubber ohne Stiel. Doch das Untier krallt sich mit klebrigen Füßen an der Decke fest. Ich drücke fester zu, mit der anderen Hand die Wanne haltend. Das Insekt macht einen Riesensatz, fliegt in die Gardine und flüchtet. Nach kurzer Jagd landet es doch in der Wanne, wo es in erschreckender Geschwindigkeit auf dem Plastikboden kreist. Bevor der Hundertfüßler jedoch erfasst, dass die einzige Fluchtmöglichkeit nach oben besteht, ist auch dieses Tier im Gebüsch vor der Haustür gelandet. Ich knalle die Tür zu und stelle beunruhigt fest, dass der Türspalt mehr als einen Zentimeter beträgt.

Es führt zu weit, die Alpträume dieser Nacht zu beschreiben. Jedenfalls bin ich froh, am nächsten Morgen ohne Herpesbläschen an der Bahnstation zu stehen. Das heißt, was sich so Bahnstation nennt – mit mir warten zwanzig Mütter und Kinder mit Tüten, Kisten und Körben auf freier Strecke in einem gemauerten Unterstand. Der Ta-Za-Ra (Tansania-Zambia-Railways), so heißt der aus Sambia kommende Zug, hat zwei Stunden Verspätung. In dieser Zeit grasen zwei Elefanten neben der Haltestelle und eine Warzenschweinfamilie überquert gemächlich die Gleise. Die Dorfbewohner nehmen kaum Notiz davon. „Das sind unsere Dorf-Haustiere.“ Komisch, bei Sonnenlicht sieht Afrika eigentlich ganz friedlich und harmlos aus.

8. Mit Flipper schwimmen

Eigentlich wollte ich keine Pressekonferenz sondern ein Interview. Aber in Tansania nehmen die Dinge manchmal einen unerwarteten Lauf. Ich sitze mit drei Vertretern des World Wide Fund For Nature (WWF) an einem großen

Konferenztisch in Sansibar-City, der einzigen größeren Stadt der gleichnamigen Gewürzinsel, 40 km vom tansanischen Festland entfernt. Die Adresse: Livingston-Haus, ein repräsentatives Gebäude mit Museum, etwas außerhalb. Der WWF ist jedoch hinter dem Haus untergebracht, in Räumen, die eher an die Bauleitung einer großen Baustelle erinnern: eine Reihe eingeschossiger Räume, immerhin Beton – statt Metall-Container. Die WWF-Zentrale in Dar Es Salaam hatte den Termin auf Sansibar, eines von zehn Projekten im Land, für mich arrangiert. Ich bin hier wegen des Meeresschutzgebiets in Menay Bay.

WWF-Mitarbeiter Ali Omar Baramia empfängt mich mit offenen Armen, im Kaftan, mit Kopfbedeckung, wie die meisten Muslime auf Sansibar. Der knapp 60jährige ist zuständig für Administration und Finanzen und bringt mich erst mal ganz administrativ in eine zweite Kette hintereinander liegender Räume direkt gegenüber, ins Ministerium für Fischerei. „Es macht einen besseren Eindruck, wenn ich ihren Besuch hier erst mal absegnen lasse.“ Der hohe Ministeriums-Angestellte hinter dem Schreibtisch findet das offenbar auch, lächelt gnädig und erteilt mir die Absolution. Das die Formalität einen angenehmen Nebeneffekt hat, erfahre ich erst hinterher: Aus unerfindlichen Gründen hat der Ministeriums-Angestellte über die Verwendung des WWF-Autos zu befinden und auf diesem Wege habe ich die offizielle Erlaubnis mit WWF-Gefährt plus Chauffeur die Fahrt nach Kizimkazi in der Menay Bay anzutreten, mehr als 50 Kilometer entfernt. Was ich Baramia als Unterwürfigkeit auslegen wollte, war schlicht und einfach raffiniert.

Am Konferenztisch sitzen neben Finanzchef Baramia, die Koordinatorin für Fischereiangelegenheiten Mwaka Haji und Anasi Masoud, Assistent des Fischereidirektors. Der sagt: „Das Schutzgebiet Menay Bay entstand 1994 durch einen Hilferuf der Fischer der Bucht an das Ministerium für Fischerei. Der Fischfang war so stark zurückgegangen, dass die Fischer sich gegenseitig die Beute stahlen, um ihre Familien zu ernähren.“ Grund für das Desaster: Jahrzehnte hindurch wurde mit Dynamit gefischt und anschließend mit viel zu engmaschigen Netzen, obwohl es illegal ist. Statt die Seeleute dafür zu bestrafen, wurden mit WWF-Mitteln aus Großbritannien und der Schweiz Seminare und Workshops durchgeführt – das wiederum ist Mwaka Hajis Job – in denen gelehrt wurde, die Fangmethoden umzustellen; wie knüpft man zum Beispiel grobmaschigere Netze. Am effektivsten waren jedoch Besuche der Fischer bei Berufskollegen in anderen Teilen des Landes, etwa Tanga, wo solche legalen weitmaschigen Netze schon seit Jahren benutzt werden. Den anfänglich fünf Kommunen haben sich mittlerweile zwölf weitere angeschlossen. Außerdem wurde der Küstenstreifen Menay Bay zur Schutzzone erklärt. Auf diesen 470 Quadratkilometern wird gar nicht mehr gefischt. Wunsch des WWF ist es, die gesamte Süd-Küste zum Meeresschutzgebiet erweitern zu können.

Der Erfolg: die Fangerträge steigen wieder und mehrere große Delphin-Familien haben sich fest in Menay Bay angesiedelt. Mittlerweile haben fast alle Veranstalter Halb- oder Ganztags-Schwimmtouren mit den Delphinen im Programm; und Kizimkazi und die Nachbarkommunen machen mit Delphin-Touristen ein gutes Geschäft.

Klar, dass ich das gerne sehen würde, zumal Baramia ja so vorausschauend die Weichen gestellt hat. Zwei Stunden später sind alle drei Projekt-Mitarbeiter wieder mit von der Partie, als wir uns im kleinen WWF-Jeep nach Kizimkazi chauffieren lassen; es sind wohl alle drei gleich wichtig. Wen interessiert, dass mir in den nächsten zwei Stunden die Hand einschlafen wird? Denn ich muss mich an der Vorderlehne abstützen, um nicht auf Baramias Schoss zu landen. Volle Autos sind hier selbstverständlich; es wird angeregt kommuniziert. Dabei stellt sich heraus, dass meine drei Begleiter, alle Beamte der tansanischen Regierung sind, die jedoch von WWF-Geldern bezahlt werden. Noch vor vier Jahren hat beispielsweise Baramia im Jozani Forest Reserve die auf Sansibar endemischen roten Colobus-Affen, ebenfalls eine Touristenattraktion, geschützt und wurde von Care bezahlt. Und davor war er für verschiedene humanitäre Organisationen tätig, als Insekten auf Sansibar mehrere Ernten vernichtet hatten. Jetzt freut er sich aufs nächste Jahr; mit 58 Jahren – so ist es hier üblich – wird er in Rente gehen.

Als wir am Jozani Forest vorbeifahren, kommen wir natürlich nicht drum herum, bei seinen ehemaligen Kollegen eine lauwarmer Cola zu trinken. Oft scheinen solche Spontan-Besuche nicht stattzufinden. Den Wiedersehens-Freuden-Taumel auf Kisuahili hätt' ich gerne verstanden, so bin ich allerdings froh, dass es nach einer halben Stunde weitergeht.

Um fünf Uhr fahren wir durch die leergefegten Straßen Kizimkazis und hören schon von weitem lautes Geschrei. Auf dem Dorf-Fußballplatz treten zwei Nachbar-Kommunen gegeneinander an. Die Lokalmatadore lassen sich feiern. Es scheint niemanden im Dorf zu geben, der keinen Fußball mag. Touristen gehören allerdings nicht zu den Fans, jedenfalls ist weit und breit kein einziger weißer Mensch in Sicht. Die schmalen Kähne für die Delphin-Ausflüge, sogenannte Dhaus, liegen festvertäut in der Bucht. Die WWF-Mitarbeiter machen das Wetter für das Ausbleiben der Touristen verantwortlich. Es ist kühl, bewölkt, Windstärke sechs, vielleicht sieben. Außerdem spricht ganz Tansania derzeit wie der Rest der Welt vom „Osama-Bin-Laden-Loch“, die Folgen des 11. September.

Nach einigem Suchen machen die WWF-Mitarbeiter in der jubelnden Menge Haji Shomari Haji und Mzee Simai Haji ausfindig. Die beiden Männer sollen mich mit dem nagelneuen WWF-Patrouillenboot zu den Delphinen bringen. Ich glaube, der Patrouillen-Chef und der Delphin-Tour-Führer hätten lieber weiter Fußball geguckt. Willig schleppen sie dennoch zwei schwere Batterien zu dem

schicken kleinen WWF-Schnellboot und verkabeln sie. Vorkehrungen gegen Diebstahl. Auch Funk, GPS und Echolot müssen für jede Patrouille-Fahrt neu installiert werden. Ob man denn wirklich so ein High-Tech-Boot brauche, will ich wissen. „Die Mitglieder der selbst gegründeten Village-Conservation-Committees fahren regelmäßig mit einem Marinesoldaten an Bord Patrouille, um zu kontrollieren, dass nicht illegal gefischt wird. Und dann ist es ratsam, schnellere Boote als die Fischer zu besitzen“, erklärt Baramia.

Ich klettere zu den beiden Männern ins Boot, das unruhig auf den Wellen tanzt. Baramia verabschiedet sich: „Ich bin ein alter Mann und kann mich nicht mehr übergeben.“ Auch seine beiden Kollegen kommen nicht mit. Ich hingegen genieße es, mit dem Schnellboot über die Schaumkronen zu springen. Kapitän Haji Shomari Haji läßt sich von Simai Haji durchs Gewässer dirigieren. Der Delphin-Tour-Führer des Dorfes bringt uns nach zwanzig Minuten zu gelben Bojen, die das Ende des Schutzbezirks kennzeichnen. Kapitän Shomari stellt den Motor ab und wir warten. Nach wenigen Minuten Spähen sehen wir weit draußen am Horizont einige Fluken (also Walflossen) auftauchen – Delphine, fünf oder sechs. Wir fahren drauf zu, die Tiere entfernen sich langsam und tauchen irgendwann ab. Das Katz und Maus-Spiel scheint Delphine zu amüsieren, das Prozedere wiederholt sich an die zehn Mal mit verschiedenen Gruppen, wahrscheinlich an die fünfzig Exemplare, auch einige Babys sind dabei. In Ausnahmefällen schwimmen sie bis auf wenige Meter auf uns zu, drehen ein Auge zur Oberfläche und beobachten uns keck. Haben sie genug davon, verschwinden sie mit einem Sprung in die Tiefe und lassen das Wasser spritzen. Ein wunderbares Schauspiel.

Zurück an Land will ich wissen, warum der WWF als Umweltschutz-Organisation in diesem Fall ein Tourismus-Projekt unterstützt. Wäre es nicht eher seine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Delphine hier möglichst ungestört leben können? „Die Hauptsache ist“, sagt Anasi Masoud, „dass die Delphine auf diese Weise überhaupt geschützt werden. Früher haben die Fischer häufig Delphine und Haie einfach getötet, wenn sie ihnen in die Netze gerieten. Erst die Tatsache, dass die Tiere über solche Bootsafaris Einkommen garantieren, hat dafür gesorgt, dass die Fischer umgedacht haben.“

Nichtsdestotrotz hat der WWF natürlich Richtlinien erstellt, für korrektes Verhalten an Bord. Boote dürfen sich den Delphinen nur langsam nähern und nur von hinten oder von der Seite, sie dürfen ihnen nicht nachfahren sondern die Tiere müssen freiwillig kommen. Mutter und Kalb müssen in Ruhe gelassen werden. Das typisch meckernde Flipper-Lachen zeige an, dass die Tiere sich gestört fühlen.

Ergibt sich die Chance schwimmen zu gehen, werden die Besucher angehalten, sich so leise wie möglich ins Wasser gleiten zu lassen und nahe beim

Boot zu bleiben. Auch für sie gilt – Nachschwimmen verboten. Die Delphine entscheiden, ob sie wirklich spielen wollen.

Auf die Einhaltung der Regeln achten die Fischer, welche die Touristen rausfahren, selbst. Ihnen ist klar, dass sie sich die sichere Einnahmequelle erhalten sollten, deshalb ist es in ihrem Interesse, die Delphine nicht zu vertreiben.

Leider funktioniert diese Denke nicht bei allen Bewohnern der Insel. Der WWF versuchte eine Gebühr von 5 Dollar für jeden Touristen einzuführen, für die Fortsetzung des Projektes. Denn 2003 läuft es aus. Das Vorhaben ist gescheitert, weil die Touristenunternehmen sich verweigert haben. Dieses Jahr wollen Baramia und seine Leute es nochmals versuchen, mit bescheidenen zwei Dollar. Der letzte Versuch, wenigstens einen Teil ihrer Arbeit weiter zu finanzieren, z.B. den Unterhalt für das teure Patrouillen-Boot zu garantieren, – wenn sich nicht ein neuer Geldgeber findet.

9. Das Fossil der Serengeti

„Jetzt nicht nach rechts schauen, einen Meter neben ihren Füßen holt sich gerade eine Hyäne das Kotelett, das ich ihr vorhin dort hingelegt habe.“ Als ich von Markus Borner mit dieser Warnung empfangen werde, sitzt dieser gerade im Dunkeln mit einer jungen hübschen Inderin auf seiner Terasse in der Serengeti und trinkt Rotwein. Eine Minute später ist seine Haus-Hyäne „Sweetie“ – wie er sie zärtlich nennt – mit ihrem Abendbrot in der Savanne verschwunden und ich kann mich etwas entspannen.

Markus Borner ist der Vertreter der deutschen Stiftung Zoologische Gesellschaft Frankfurt (ZGF) in Tansania. Der Hauptsitz des Biologen ist in Seronera mitten in der Serengeti. Damit führt der Schweizer Biologe seit fast zwei Jahrzehnten jene Arbeit fort, die Bernhard Grzimek in den 50er Jahren an eben diesem Ort begann, die Urzelle Grzimeks sozusagen. Als „ungeplant fossilisiert“ bezeichnet sich Borner selbst, denn er kam mit einem Zwei-Jahresvertrag nach Tansania und plant auch jetzt nicht weiter als die nächsten zwei Jahre. Dabei lässt ihn Afrika längst nicht mehr los.

War es schwer, diesen Mann zu treffen! Das fing schon mit der Anreise an. Rund 500 Dollar sollte ich für einen Flug im Privatflieger von Arusha nach Seronera zahlen. Von der Alternative, den Bus zu nehmen, der einmal wöchentlich geht, riet man mir aus Bandscheiben-Gründen ab. Für 500 Dollar kann ich besser eine normale Touristen-Safari buchen, entschied ich und klapperte in der Touristen-Hochburg Arusha einen Safari-Unternehmer nach dem anderen ab. Ich führte zähe Verhandlungen und fand einen günstigen Anbieter, der in den nächsten Tagen aufbrechen wollte und plante, in Seronera

einen Tag zu verweilen. Fündig wurde ich ausgerechnet in einem Hotel, dass vor „Flycatchern“ – den gefürchteten Touristen-Abschleppern – nur so wimmelte. Ich konnte mich dem netten irisch-schwedischen Doppel-Pack Paul und Pamela anschließen.

So habe ich bis zum Hyänen-Zwischenfall auf Borners Terrasse bereits einen Tag Lake Manyara hinter mir und noch zwei Tage Safari durch Serengeti und Ngorongoro-Krater vor mir.

Schade, dass ich nun endgültig vom Thema abschweife, wenn ich vom Lake Manyara schwärme. Also nur soviel zur bisherigen Tour: Unglaublich, wie nah man an wilde Elefanten und Giraffen herankommen kann! Zum See fuhren wir durch dichte Wälder aus riesigen Bäumen, überraschten ein Löwenpärchen kurz vorm Geschlechtsakt und erspähten auf einem hohen Ast eine skelettierte Leoparden-Beute. (Negativer Beigeschmack: Wir mussten auch das touristische Pflichtprogramm über uns ergehen lassen, in diesem Fall sieben tanzende und singende Massais abends auf dem Zeltplatz).

Doch nun endgültig zurück zu Markus Borner: Das Mondschein-Ambiente mit der attraktiven Lady, in das ich hineingeplatzt bin, erscheint mir nicht gerade passend für ein Interview, also bitte ich um einen Termin am nächsten Morgen. Worüber ich mit Borner sprechen will: Letztes Jahr hatte Tansania – von der Fläche her etwas größer als Deutschland – erstmals mehr Besucher als das Nachbarland Kenia. „Die Touristenzahlen sind in den letzten 10 Jahren gestiegen“, hatte mir Amant C. Macha, Marketing Manager vom Tanzania Tourist Board bei meinem Besuch in Dar Es Salaam erzählt. „600.000 Touristen pro Jahr.“ Trotzdem versuche das Land, Massentourismus zu vermeiden und setze weiterhin auf High-Quality-Tourismus. „Wir kontrollieren die Besucherzahl über die Anzahl der Unterkünfte, die sich in den Nationalparks und Game Reserves ansiedeln dürfen“, versicherte mir der tansanische Regierungsbeamte. „Wer mit unserer Tierwelt Geld verdienen will, muss uns schon bei der Planung seines Hotels sagen können, was er mit seinem Abfall anstellt. Und durch die Parks führen nur gut ausgebildete Führer.“ Macha hatte mir stolz die „Tanzanische Wildlife Policy“ mitgegeben, eine Broschüre der Regierung, in der diese Tatsachen nochmals schwarz auf weiß stehen. Ich will von Markus Borner erfahren, ob die Situation wirklich so rosig ist, wie der Vermarktungs-Experte des Landes sie darstellt.

10. Touristen: Fluch oder Segen für die Natur?

Am nächsten Morgen kann ich mir Markus Borner bei Tageslicht anschauen: Nickelbrille und Ohrring, Jeans mit Hosenträgern, blauweiß kariertes Hemd und hochgekrempelte Ärmel – die etwas kleinere und etwas

dickere Ausgabe von Peter Lustig aus der Kinder-Sendung „Löwenzahn“. Wie sein Fernsehdouble wirkt er äußerst nett.

Ich rechne fest damit, dass Borner in den nächsten Minuten die Aussagen des Tansanischen Tourist Boards widerlegen wird. Doch das Gegenteil ist der Fall! Borner bestätigt, dass die Besucherzahlen in der Serengeti tatsächlich für die nächsten 10 Jahre limitiert sind. Die fixierte Obergrenze: höchstens 1.200 Betten, inklusive Campingplätze. „Die Wildlife Policy haben wir sogar gemeinsam mit der tansanischen Regierung ausgearbeitet“, sagt der ZGF-Mitarbeiter. „Dort wird nicht nur festgeschrieben, dass Führer und Ranger ein Zertifikat vorweisen müssen, sondern auch, dass im Park nicht Off-Road gefahren werden darf und nur ein Wagen pro 4 km Straße zugelassen ist. Wir arbeiten immer noch eng mit der tansanischen Regierung zusammen.“ Die Freundschaft Grzimeks mit Julius Nyerere, von 1962 bis 1985 erster Präsident des unabhängigen Tansanias, wirkt also tatsächlich bis heute nach.

Um das Wohlergehen der Tiere müsse er sich in der Serengeti nicht wirklich Sorgen machen, sagte Borner. „Aber hier wird doch gewildert.“ – „Natürlich, sogar 40.000 Gnus pro Jahr und häufig mit Drahtschlingen, die an Büschen und Bäumen befestigt werden. Meist stecken die Bewohnern der angrenzenden Dörfer dahinter, die das Fleisch verzehren. Klar ist jedes gewilderte Tier eins zuviel, aber bei mehr als 1,5 Millionen Gnus relativiert sich die Zahl.“ Die Serengeti sei einfach zu groß und zu unübersichtlich, um illegale Jagd ganz zu verhindern. Trotzdem wünsche er sich mehr Ranger und eine bessere Ausrüstung, um effektiver gegen Wilderei vorzugehen.

„Im Mittelpunkt meiner Arbeit steht trotz allem, Menschen weiterhin ein Naturerlebnis in der Serengeti zu ermöglichen“, meint der Biologe. „Das Erlebnis Wildnis beim Zusammentreffen mit den Tieren ist für mich der Schlüssel zu funktionierendem Umweltschutz. Naturschutz kann nun mal nur finanziert werden, wenn genug Touristen bereit sind, dafür zu zahlen. Und Qualitätstourismus à la Tansania erscheint mir deshalb als der gangbarste Weg.“

Gänzlich unvermittelt springt Borner von der Bank auf, flucht laut vor sich hin und wirft den Brotkorb in seinen Garten. Ein aufdringliches Pavian-Weibchen flieht, zeternd vor dem wütenden Wissenschaftler, in Richtung Büsche. „Wenn ich nicht konsequent hart durchgreife, tanzen die Affen mir auf dem Kopf rum und klauen mir die Butter vom Brot.“ Damit unterstreicht Borner meinen Eindruck, nicht zu den verklärten Tierliebhabern zu gehören. Mir gefällt, dass der Zoologe das Thema Tierschutz mit gesundem Menschenverstand angeht. Nur in einem Punkt finden wir keinen Konsens: Ich finde Hyänen irgendwie gefährlicher als Paviane.

Nach Tieren werfen ist ein Sache, sie zu jagen eine andere. Ich will wissen, wie der Biologe Borner dazu steht, dass Tansania das meiste Geld mit Jagdtourismus verdient. Die verblüffende Antwort: „In grossen Naturschutzgebieten wie

dem Selous ist es die einzige Möglichkeit, Naturschutz überhaupt zu finanzieren. 100.000 Foto-Touristen im Jahr, wie bei uns in der Serengeti, sind in Tansanias Süden undenkbar. Die geringere Tierdichte im Selous lockt nun mal weniger Foto-Touristen an. Also ist Großwildjagd für mich Mittel zum Zweck. Und die moralische Diskussion ist etwas ganz anderes.“

Überhaupt, wer davon ausgehe, Foto-Tourismus sei ohne Risiko für die Tierwelt, irrt, meint Borner: „Die Besucher schleppen Zivilisations-Krankheiten ein. So kostete die Rinderpest Anfang 1900 fast alle Huftiere in der Serengeti das Leben.“ Um die Seuchengefahr einzudämmen, werden deshalb heute bei sämtlichen Welpen und Kälbern der angrenzenden Kommunen Massimpfungen durchgeführt. Auf diese Weise wurde ein Immunitätsring um den Park geschaffen und die Rinderpest in der Wildnis ausgerottet. So wuchs die Zahl der Gnus in der Serengeti seit Grzimeks Zeiten von 180.000 auf 1,5 Millionen Tiere.

Und doch kämpft die ZGF beständig gegen Zivilisations-Seuchen in der Serengeti und den Nachbar-Parks. Im letzten Jahr etwa fielen im Ngorongoro-Krater einige Löwen der Hundestaube zum Opfer. Die geschwächten Tiere wurden von Stechfliegen so gepeinigt, dass sie starben.

Der zweite Fall, ebenfalls im Ngorongoro: Nashörner wurden extrem von einem Blutparasiten befallen, der ihnen normalerweise nichts schlimmes anhaben kann – Babesien. In diesem Fall führte der Befall jedoch zu chronischer Anämie, also zu Blutarmut und die letzten sieben Nashörner im Ngorongoro drohten, zu Grunde zu gehen.

Für die Forscher deutet einiges darauf hin, dass die Tiere im Krater heute anfälliger für den Parasiten sind als noch vor ein paar Jahren. „Sie sind gestresst, wahrscheinlich auch durch zu viele Besucher. Denn rund um den Krater sind die Auflagen für die Bettenzahl weniger streng als in der Serengeti.“

Der Grund: Der Ngorongoro ist kein National Park sondern hat einen Sonderstatus als Conservation Area. Das heißt, die Massais dürfen in der Trockenzeit ihre Rinder-Herden in den Krater hinabführen, um sie zu tränken, in Nationalparks dürfen sie das nicht. Die Herden der Massais jedoch bedeuten zusätzlichen Stress für die Nashörner. Aber wie immer beim Naturschutz gilt es, verschiedene Interessen miteinander in Einklang zu bringen. Kompromisse müssen sein.

„Einzigste Lösung im Babesia-Fall“, sagt Borner, „wir haben die Nashörner geimpft, damit sie überleben. Entgegen unserer eigentlichen Überzeugung, der Natur in den Reservaten freien Lauf zu lassen. Aber Nashörner sind nun Mal extrem vom Aussterben bedroht.“

Der Babesia-Befall ist ein konkretes Beispiel, wie die Zoologische Gesellschaft Frankfurt das Forschungslabor in Seronera mit Spenden unterstützt, um die negativen Einflüsse des Tourismus zu ergründen und in Schach zu halten. In dem Labor, nicht weit von Borners Haus, schreiben Studenten aus aller

Welt an ihren Dissertationen und erstellen Langzeitstudien für verschiedene Universitäten.

„Eine dieser Wissenschaftlerinnen ist übrigens die junge Dame, die Sie gestern abend hier kennen gelernt haben“, klärt Markus Borner mich auf. (Nur ein Geschäftsbesuch? Schade, die Situation ist damit entzaubert.) „Sie heißt Sultana Bashir. Eine Wissenschaftlerin aus London, die ein Geparden-Projekt durchführt, eines von zahlreichen wissenschaftlichen Naturschutz-Projekten, das die ZGF als Stiftung mit Spendengeldern unterstützt, genauso wie Monitoring-Programme, Tierzählungen, Veterinär-Programme oder ein Wildhunde-Projekt.“

Sultana Bashir sei interessanterweise dazu übergegangen, die Touristen für ihre Zwecke einzusetzen, sagt der Biologe. Am Eingangs-Checkpoint zur Serengeti verteile sie Fragebogen an die Besucher. Wer, wann, wo im Park Geparden sieht, solle es mitteilen. Und wem es gelingt, eine der Katzen zu fotografieren, dessen Name wird, mit Bild sogar, im Internet veröffentlicht. „Der Rücklauf ist enorm. Und Sultana kann die Tiere auf den Fotos identifizieren und ihre Jagdwege ergründen“, so Borner. „Ich habe das Gefühl, die Touristen sind froh, einen kleinen Teil dazu beitragen zu können, dass die Serengeti auch in Zukunft weiter lebt.“

11. Nachklapp

Alle Probleme im Verhältnis Naturschutz-Tourismus dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Tourismus die Basis dafür ist, dass Naturschutz in Tansania überhaupt funktioniert. Das Land selbst – eines der 25 ärmsten der Welt – könnte niemals eigene Mittel dafür aufreiben; humanitäre Belange haben Priorität.

Deshalb wird Tansania auch weiterhin darauf angewiesen sein, durch internationale Naturschutz-Projekte unterstützt zu werden. Neben mehr als 30 GTZ-Projekten, 10 WWF- und einigen ZGF-Projekten sind auch die Europäische Union, Greenpeace und andere im Land aktiv.

Doch gemeinsam mit den unterstützenden Organisationen versucht Tansania, auf lange Sicht unabhängig zu werden. 25-50 Prozent der Parkgebühren für Touristen (25 Dollar am Tag) fließen bei den Game- und Forest-Reserves über die Wildlife Division, bei den Conservation Areas und National Parks über die TANAPA (Tansania National Parks, eine halbstaatliche unabhängige Behörde) zurück in das jeweilige Naturschutzgebiet. Von dem Geld werden die Ranger-Löhne, Benzin und Ausrüstung bezahlt.

Jagdtourismus und gestiegene Touristenzahlen haben dazu geführt, dass Selous, Ngorongoro und die Serengeti bereits ganz ohne ausländische Subventionen auskommen.

12. Danke

Der größte Dank gebührt sicherlich Dr. Ludwig Siege von der GTZ. Ohne seine Briefe und Fürsprache bei der Wildlife Division und ohne seine Koordinationsarbeit per Funk mit verschiedenen Rangerstationen, hätte ich weder Wilderer-Patrouillen noch Nashornexperten begleitet und wäre womöglich irgendwo zwischen Sadaani, Mtemere, Kidai und Matambwe auf der Strecke geblieben. Einen großen Teil zur Realisierung beigetragen haben auch Dr. Rolf Baldus von der GTZ, Charles J. Mdoe vom Ministerium für Umwelt und Tourismus, Matthew Maige, der Tansanische Rhino-Koordinator, Direktor Benson Kibonde von der Wildlife Division Selous und Paul Masongo von der Wildlife Division Sadaani sowie die Ranger Avitus Lihamwike und Hussein Ndauka. Außerdem herzlichen Dank an Friedrich Alpers vom Selous Rhino Trust, der zehn Stunden Geländefahrt auf sich nahm, um sich anschließend tagelang von mir Löcher in den Bauch fragen zu lassen. Danke auch an Sam Kasulwa, WWF-Pressesprecher in Dar Es Salaam, an Paul Siegel vom WWF Sansibar und Simon Milledge von TRAFFIC Südafrika sowie Ali Omar Baramia, Mitarbeiter des Ministeriums für Umwelt und Tourismus, zuständig für das WWF-Projekt Menay Bay auf Sansibar, an Mwaka Haji, Fischerei-Koordinatorin, und Anasi Masoud, stellvertretender Fischerei Direktor, Haji Shomari Haji, Simai Haji sowie an Amant C. Macha, Marketing Manager vom Tanzania Tourist Board in Dar Es Salaam, für die Informationen über die Entwicklung des Tourismus. Mein weiterer Dank gilt Dr. Markus Borner von der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft in der Serengeti und Sultana Bashir vom Serengeti Geparden Projekt für den Einblick in ihre Arbeit und Tour-Guide Renatus Ishemo. Und danke an Ute Maria Kilian für die freundliche Betreuung meines Projektes von Anfang an.

Es gibt noch drei Menschen, die ich hier nicht vergessen will. Einmal Sascha Heep, deutscher Besitzer des Selous Mbega Camps, der mich im Versorgungs-Jeep in den Selous mitgenommen hat. Zu meinem Wohlbefinden entscheidend beigetragen haben außerdem mein Stamm-Taxi-Fahrer Nixon, den ich jederzeit per Handy herbei zitieren durfte, damit er mich in seinem nagelneuen klimatisierten Taxi – Welch' Oase der Sicherheit – durch Dar Es Salaams hektische Straßen beförderte. Er bugsierte meinen Rucksack und mich durch gefährliche Busbahnhöfe und setzte mich rechtzeitig in die jeweils richtigen Busse. Mein letztes Dankeschön geht an die nette Straßenkaffee-Bedienung Rose in Dar Es Salaam, die mir jeden Morgen handgeschriebene Zettel auf Kisuheli mit auf den Weg gab, damit ich unterwegs nach dem Weg fragen konnte.